

(Nachdruck verboten.)

19)

## Die Fanfare.

Roman von Friß Mauthner.

Niemals hatte die Kriegsärztin gefragt, woher ihre Tochter zu solchem Vermögen kam. Heimlich rechnete sie wohl nach und mußte eingestehen, daß ohne Johannas Hilfe das Haus selbst auf diesem Fuße nicht mehr zu erhalten war. An einen Heiratspennig glaubte sie nicht, aber sie wollte nicht fragen und nicht wissen, wo und womit die Tochter die Summen erwarb. Es verletzte ihren Stolz, daß Achims Schwester für Geld arbeiten sollte. That sie's doch, um so schlimmer für sie. Ihr verstorbener Gatte war auch so ein undurchdringlicher Charakter gewesen, der mit einem Nebenberuf die kleinen Toilettenschulden seiner Frau lieber bezahlte, als das Drängen der Gläubiger abzuwarten. Kein Zweifel, daß Johanna ohne Rücksicht auf die Ehre des Hauses irgend einem niederen Erwerbe nachging. Die Kriegsärztin mußte ein Auge zudrücken, so lange Achim so oder so von dem unadeligen Sinn der Schwester Vorteil zog.

Und so fragte die Kriegsärztin nicht nach den Gängen rund nach dem Ausbleiben ihrer Tochter. Sie wußte genau, daß Johanna bis zum Tage von Achims Abreise einmal täglich zu einer bestimmten Stunde außerhalb des Hauses beschäftigt war und sich nachher mitunter Tintenflecke von den Fingern wusch, sie bemerkte später, daß das Mädchen diesen Erwerb einbüßte und einige Wochen lang die Inseratenpalten der Zeitung aus der Nachbarnwohnung aufmerksamer las, das dann wieder eine andre Tageszeit in anderer Regelmäßigkeit die Tochter fortrief. Aber sie fragte nicht, und auch Johanna war es zufrieden, daß die Mutter sie gewähren ließ. Sie verlangte keinen Dank für ihre Arbeit.

Sie hatte ihre gute Schulbildung und ihre kleinen Fertigkeiten schon früher in mancher Weise nutzbar zu machen gesucht. Sie hatte sich mit fünfzig andern in derselben Nummer der Zeitung zum Sprachunterricht angeboten und keinen einzigen Antrag erhalten. Sie hatte sich mit hundert andern um die ausgeschriebene Stellung einer Klavierlehrerin beworben und für fünfundzwanzig oder auch für fünfzig Pfennig die Stunde Unterricht erteilt. Dann hatte sie für einen Photographen jungen und alten Damen Karmin auf Wangen und Lippen, Sepia in die Haare und Goldfarbe auf die Ohrringe gepinselt. Sie hatte einen Monat lang einer schwerhörigen Dame englische Romane vorgelesen. Niemals hatte sie eine Stellung gekündigt, niemals war man mit ihr unzufrieden und doch mußte sie immer wieder etwas Neues suchen, weil im raschen Leben der Großstadt die Verhältnisse der Leute so rasch wechseln.

Da Doktor Vode — wieder auf ein Inserat hin — sie verpflichtet hatte, seine weitansiehende Arbeit über römisches Buchwesen nach seinem Diktat niederzuschreiben, hoffte sie auf eine langdauernde, wenn auch wenig lohnende Thätigkeit. Als aber diese Arbeit um der Frau Käthe willen unterbrochen wurde und Johanna nicht ohne Wehmut von dem bereits vollgeschriebenen Stoß Papier und von dem mächtigen Zettelkasten Abschied nehmen wollte, da hatte Doktor Vode selbst geraten, Fräulein Johanna sollte in der „Fabrik“ Desselhofs arbeiten als Uebermalerin von den modischen Thonfiguren aus Tanagra. Es sei gerade jetzt eine prächtige alte Malerin da, deren Nähe ihr nicht unangenehm sein werde. Und Desselhof hatte sie dann plötzlich auf die Empfehlung Vodes und des Herrn Mettmann selbst um ihre Dienste ersucht.

Die verwitwete Kriegsärztin fühlte es an manchen guten Dingen, daß Johanna jetzt immer etwas Geld übrig hatte, aber sie wollte immer nicht wissen, wo die Tochter nun die ganzen Vormittage zubachte. Sie ging wohl in ihren Schlafrockresten unruhig um Johanna herum, wenn dieselbe müde nach Hause kam und einen leisen Duft von Terpentin und Cigarettenrauch mitbrachte; sie hatte auch wohl einmal, als Johanna öfter von Malerateliers gesprochen hatte, den peinigenden Gedanken, Achims Schwester könnte nun doch ein Malermodell geworden sein. Doch um so weniger wollte sie über des Mädchens Erwerbquellen etwas

Bestimmtes erfahren, was sie vielleicht zu einem Verbote genötigt hätte.

So schritt Johanna denn jeden Morgen den kurzen Weg nach der Großgörschenstraße, begrüßte auch wohl in der Stube zu ebener Erde Frau Käthe und ihren Mann und stellte sich dann pünktlich zur Arbeit bei Desselhof ein.

In dessen „Fabrik“ sah es auf den ersten Blick malerisch genug aus. Alle Räume des ersten Stockwerks waren zu einem großen hellen Arbeitsaal umgewandelt, die Zwischenwände eingerissen, aber die Bruchstellen nicht einmal geputzt. Die früheren Stuben hatten noch ihre verschiedenen Tapetenmuster. Der nach Norden gehende Teil, ohnehin etwas erhöht, war von dem übrigen Raume durch ein verschließbares Holzgitter und überdies durch mächtige dunkelgraue Vorhänge von Jutestoff getrennt. Hinter diesem Gitter, wo er sich mit Hilfe der Vorhänge das Licht nach Bedarf ordnete, arbeitete der Meister.

Vorne, wo drei große verwahrloste Fenster nach dem Süden gingen, lag die Werkstatt; hier waren jetzt gerade nur drei Arbeitsstühle besetzt, aber es wurde wader geschafft, und Johanna, die sich die Nachmittage frei hielt, galt beinahe als Müßiggängerin, jedenfalls als Aristokratin.

War es diese Zurückhaltung, Desselhofs Rücksichtnahme, ihre Ruhe, ihre Schönheit, jedenfalls war sie vom ersten Tage ab der Stolz und die Herrscherin der Fabrik. Der junge Akademiker, der am ersten Fenster ein sehr wirkungsvolles Stilleben immer wieder kopierte, hatte ihr gegenüber zum erstenmal in seinem jungen Leben die Anekdote: „mein gnädiges Fräulein“ gebraucht. Die Malerin neben ihr, das kleine alte Fräulein Betty, unterbrach ihre Arbeit — sie bemalte nach Skizzen von Desselhof Duzende von Tambourins mit italienischen Mädchentöpfen — so oft Johanna einen Pinsel auswusch oder ein Rapschen mit frischem Wasser füllen wollte. Fräulein von Hagenow dürfe sich nicht selbst bemühen. Wozu war denn Fräulein Betty da? Fräulein von Hagenow trage ein Zeichen auf der Stirn, daß sie nicht auch als alte Jungfer und pinselnde Handwerkerin verkommen würde. Sie solle die Gewohnheit behalten, bedient zu werden, damit sie nicht überrascht wurde, wenn das Glück einst kam. Das alles sagte Fräulein Betty mit ihrer gutmütigen Vahstimme.

Desselhof selbst, mit seiner unmöglichen Klettermütze, seinem graugemischten Lanzknechtsbart und seinen schlauen Augen ein sehenswerter Kopf, ließ es an Achtung für seine vornehme Arbeiterin nicht fehlen. Kein unziemlicher Spaß kam über seine Lippen, und drei Tage lang hatte er immer wieder dasselbe Häufchen Tabak zur Cigarette gerollt und wieder aufgedreht, bevor er es endlich doch rauchte und mit linkscher Värbeizigkeit erklärte:

„Mein Spruch ist: Rauche und arbeite.“

Erst nach vierzehn Tagen zog auch Fräulein Betty ein Cigarettentäschchen hervor. Nur der junge Akademiker blieb stark und opferte täglich, bevor er eintrat, seinen zerlauten Cigarettenstummel auf dem Altare seiner Verehrung für Johanna.

Was Desselhof inmitten der malerischen, alle Farben leise abtönenden Rauchwolken jetzt seit drei Wochen in seinem Winkel arbeitete, das erfuhr niemand. Er hatte es sich strengstens verboten, daß man einen Blick auf seine Staffelei warf, und er verließ seinen Platz nicht, so lange seine Fabrik nicht leer war. Neben seiner Leinwand stand wohl ein anderer Bilderrahmen, als ob er wieder eines seiner Werke für Amerika kopierte. Aber die Gehilfen sahen wohl, daß er da niemals hinblickte, sondern oftmals nach dem Fenster schaute, wo Johanna saß. Wer konnte es ihm übel nehmen, daß er ab und zu das nichts ahnende Mädchen mit seinen Blicken umschloß, als wollte er ihre Linien und Farben entgegen wie einen künstlerischen Genuß. Er war ja trotz alledem ein ganzer Maler, und Johannas Erscheinung konnte Malerangen reizen.

Wie sie heiter und aufmerksam dasaß, das Thonfigürchen, in der linken Hand, mit der rechten den spitzen Pinsel führend, und ihre Arbeit immer achtsam fortsetzte, niemals müde, niemals gelangweilt, wie sie den Kopf niederbeugte, um einen feinen Goldstrich zu ziehen, wie sie ihn wieder zurückwarf, um das Thonfigürchen aus größerer Entfernung zu be-

trachten, das hätte wohl mancher Maler festhalten mögen. Sogar der Akademiker blinzelte oft genug hin, um nachher in seinen Künstlerträumen diesen biegsamen Hals, diese ruhigen Schultern und dieses köstliche Handgelenk wiederzusehen. Und erst dieser Kopf!

„Zum Lachen schön!“ hatte Fräulein Betty gleich am ersten Tage erklärt, als Johanna fortgegangen war. Die großen, braunen, sehnsüchtigen Augen leuchteten aus der dunklen Gesichtsfarbe, und diese bräunlichen Wangen leuchteten doch wieder selbst, und zwischen den Lippen die Zähne, es war wirklich zum Lachen schön. Da war der Fehler im Gesicht: die Entfernung zwischen Nase und Oberlippe war um einen Gedanken zu groß. Aber Fräulein Betty wettete ihren höchsten Besitz, ihren großen Regenschirm, darauf, daß niemand diesen Fehler wegwünschen könnte. Man hätte zu diesem Kopfe schwarzes Haar vermutet, doch die Natur hatte recht, als sie über diese klare Stirn die Fülle braunen Haares setzte. Auf der StraÙe verberg Johanna den Reichtum unter ihrem Hut, aber hier in der Fabrik konnte sie es nicht verhindern, daß Fräulein Betty jedesmal freudig zu lachen anfing, wenn der Hut abgenommen wurde, oder um die Mittagszeit die Sonnenstrahlen die braunen Fäden vergoldeten.

Der sehnsüchtige Ausdruck von Johanna's Augen hatte sich verstärkt, als die Gesellschaft nach Malerbrauch einmal ein Stündchen von Rom geschwärmt hatte. Sie wurde sich nicht klar über die Gedanken und Bilder, die dabei vor ihr aufstiegen. Ihr guter Freund Richard Mettmann hatte vor Jahren, damals, Bilder von alten Bauten aus Italien mitgebracht. Und wenn sie einmal bewundernd wirklich vor der Peterskirche stand, da war gewiß wieder Richard Mettmann ihr Führer, dann . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Von der Operettenkunst der letzten Jahre, die uns eben lebhaft beschäftigte, wenden wir uns rückwärts, hinaus in die frühere Geschichte der musikalischen Dramatik. Wir gelangen zu der französischen Operette eines Lecocq, eines Offenbach, eines Hervé. Von da geht es weiter zu den Ausläufern der französischen Komischen Oper, einem Vajin, einem Adam. Abermals einen Schritt zurück, und wir stehen bei der Blütezeit dieser Oper unter Anber und Voieldien, von wo wir weiter hinaus zu den Anfängen dieser Gattung und endlich zu den Anfängen der italienischen Komischen Oper gelangen. Allerdings besagt in Frankreich bei dieser Gattung der Ausdruck „komisch“ nicht das, was wir uns darunter denken; deutlicher wirkt für uns die, ähnliches besagende, Bezeichnung „Spielesoper“. Als gewöhnliches Unterscheidungsmerkmal der „erften“ oder „großen“ und der „komischen“ Oper betrachtet man dies, daß jene durchweg komponiert ist, bei dieser jedoch komponierte Teile mit gesprochenem Dialog abwechseln. Zudem kommt natürlich auch der etwas leichtere, fröhlichere, etwa auch realistischere Ton der einen und der gewichtigere, herbere, nach mehr idealisierendem und grandiosen Stil strebende Ton der andern in Betracht; und der „Tenorbuffo“ und der „Bäßbuffo“ vollenden den Typus der „Komischen“. Doch ist auch diese reich an Tragischem und Idealischem-Phantastischem. So hat, an der Seite jener Hauptklassiker der französischen „Opéra comique“ und aufs beste von ihnen unterfüßt, auch L. F. H. Herold (1791—1833) seine Opern geschaffen. Unter ihnen ist „Zampa“ oder die „Marmorbraut“ wohl am bekanntesten und beliebtesten geworden; sie wurde 1831 in Paris, 1832 in Berlin zum erstenmal aufgeführt. Auch sie ist eines von den musikalischen Bühnenwerken, gegen die sich die musildramatische Moderne keineswegs so wendet, wie sie es namentlich gegen die hochpathetische Unnatur der „seriösen“ Oper thut. Zwar ist auch hier — um von der Folge von „Nummern“ und von den Sprüngen zwischen Dialog und Gesang nicht zu sprechen — allzuvielen im Gewebe der Fabel gekünstelt. Allein das Grundmotiv, die Niederbeugung und Vernichtung des Corsaren Zampa durch die Statue eines von ihm verlassenen Mädchens, die sich vor ihm bewegt und ihn bezwingt; dieses zur Theaterlächerlichkeit neigende Motiv ist doch so treffend aus der Stimmung der Beteiligten und der Umgebung herausgearbeitet und so passend in den sonst recht unsicheren dramatischen Zusammenhang hineingewoben, daß wir uns ihm willig hingeben können.

Die *Morwig-Oper*, die dieses Stück in den letzten Tagen erwirbt, hat dabei ein von uns bereits so mehrfach kritisiertes Personal ins Treffen geschickt, daß wir auf einzelne Bemerkungen verzichten können. Doch dürfen die etwas undramatische Kürzung des Textes und andererseits die innerhalb des Kräftevorrates von Morwig imposanten Ausstattungen und Dekorationen — letztere freilich mit einer schlimmen kunsthistorischen Anspruchslosigkeit — nicht unerwähnt bleiben. Das allzulante Spiel des Orchesters schließlich ist bei diesen Aufführungen ein jedesmal recht sehr störender Faktor.

Und nun gab's wieder einmal Gelegenheit, auf jenem Weg zwischen der gegenwärtigen und der seinerzeitigen ernst-komischen Oper dort Halt zu machen, wo weithin sichtbar der Name des „großen Klassikers“ der französischen Operette steht, Jacques Offenbach's. Wenn jemals der Ausdruck „höherer Blödsinn“ zu einem Lob werden konnte, so ist er dies jedenfalls geworden gegenüber der „Schönen Helena“. Seit ihrer Erstaufführung 1864 ist sie bald zu einem Gemeingut europäischer „Bildung“ geworden, zu einem in seiner Art klassischen Werk mit historischen Darstellergroßen. Würdig dieses Interesses ist sie jedenfalls durch die originelle Parodistik und Burleske, mit der ihre Textdichter Meilhac und Halévy aus der griechischen Mythologie so unsterbliche Merks herausgearbeitet haben wie diese fünf Könige und den Großaugur Kalchas, und mit der sie ein Etwas geschaffen haben, dem der „Titabo“ nun einmal nicht zu vergleichen ist. Die Musik spielt als solche nicht eben eine Rolle in der Geschichte der Tonkunst; für den Text paßt sie durch ihre chaotische Oberflächlichkeit, Lebendigkeit. Ein solches Werk verleitet zu der Meinung, es könne ebenso leicht hin gegeben werden, wie es aufgenommen wird. Indessen zeigen doch schon jene historischen Darstellergroßen, was aus ihm zu machen ist. Wie überhaupt Offenbach von Paris herüber in Wien den besten deutschen Boden fand, so war speziell auch die „schöne Helena“ durch die dortigen Sterne der Operettenbühne, durch eine Geistererbin, einen Girardi u. a., erst recht denkwürdig geworden. Wenn nun ein deutsches Operettensensemble diese Musikfarce nenerdings herborzieht, so kann man es von einer gewissen Verantwortlichkeit gegen eine groß gewordene Tradition nicht freisprechen. Seit Sonnabend hat sich das im Theater des Westens spielende Nebenensemble des Centraltheaters des Stüdes bemächtigt; am Ende einer zumeist auf das Amusement von Reisenden angelegten Sommerfaison. In einer solchen Zeit wird das Urteil des Kunstreferenten von Abend zu Abend nachschärflicher. Allein wenn auch dieses Urteil sich nicht mehr befriedigen kann, so muß die Aufführung schon recht bedenklich sein. In der That: die Größe eigener Art, die dieser Ill verlangt und auch wirklich gefunden hat, scheint diesmal niemandem zum Bewußtsein gekommen zu sein. Die glatte Verbindung von hellenischer Liebesgrazie und modernem Chansonnentum, welche die Titelrolle erfordert, war von Hrl. Kittly Cornelli (vom Prager Deutschen Landestheater) nicht so imponant erreicht, wie es möglich wäre; aber dennoch leistete diese gut gebildete Sängerin ganz Respektables. Herr Rudolf Audeh schloß zwar nicht dummerliche und unterhaltliche, wohl aber die künstlerisch feine Komik, die in die Kalchas-Rolle gelegt werden kann; und auch Max Jilzer spielte den guten Menelaus zwar in eigenartiger Auffassung, aber doch mehr karikaturartig als mit der Tragikomik des jämmerlich Leidenden. Luise Albes hatte als Clytemnestra eine zu kleine Rolle, als daß ihre Vorzüge wieder genügend hervortreten konnten. Gefungen wurde, mit Ausnahme der erwähnten Trägerin der Titelrolle, meist herzerfreudig schlecht; Chor und Ensemble wankten, als gälte es, das Stück anzubringen. Die Anfängerkräfte, die bei einer solchen Gelegenheit losgelassen werden, würden wahrlich eine bessere Führung auf ihrem Entwicklungsweg verdienen.

sz.

## Kleines Feuilleton.

oo. **Zu Grabe.** Tiefblau lachender Sommerhimmel, die Regenwolken des frühen Morgens haben sich verzogen, golden blüht die Sonne auf Straßen und Plätze, auf die wogenden Menschenmassen, die alle nur einem Ziel zustreben, in deren Herzen nur ein Gedanke lebt: „Nach Friedrichsfelde.“ Endlos ist der Zug. In ganzen Scharen kommen sie. Männer, Frauen, Greise, Kinder, zu Fuß, zu Wagen. Und was für Wagen sind da unterwegs! Die Pferdebahnen reichen nicht, die Droschken reichen nicht, auf Kramern auf Möbelwagen kommen sie, die schlechtesten Bretterkarre, sie gilt heute Gold, die zimpertlichsten Mädchen, sie lassen sich drücken und drängen, sie nehmen fürlieb mit dem härtesten Platz, wenn sie nur überhaupt noch hinkommen: „Nach Friedrichsfelde.“

Draußen am Friedhof lange Reihen; Mann bei Mann stehen sie, die Straße entlang; stehen stundenlang. Kein Laut stört. Mit ehrfurchtsvollem Schweigen lassen sie die Kranzträger vorbeist. Nur hin und wieder ein Ruf der Bewunderung: „Ach die wundervollen Kränze!“

„Drei Mann tragen an Einem!“

„Ja, wirklich, drei Mann!“

„Na, es ist ja auch für'n alten Liebsteht.“ . . .

„Wie lange wird er denn brauchen?“

„Na, so drei Stunden!“

„Ach wo, der reicht nich.“

„Wann er man um sechs hier is. Der weite Weg!“

„Und wie die gehen müssen, Schritt für Schritt!“

„Eigentlich is's'n dolles Stück.“

„Na, 's gilt ja dem alten Liebsteht!“ . . .

Drinnen auf dem Friedhof tiefes Schweigen; eine Meise wispert im Gebüsch, sonst kein Laut. Die Wege sind leer. Schon seit dem Vormittag ist der Garten der Toten abgesperrt. Hier und da nur

steht man ein paar Fremde, die Trauer und Teilnahme schon in den ersten Morgenstunden getrieben, und die nun ausharren wollen bis zum Ende.

In der Leichenhalle plötzlich ein verändertes Bild. Die Mühe des Todes ist gebrochen, in ganzen Scharen wogen die Trauernden auf und ab. Wie ein schwarzer Strom stulst es durch die grünen Alleen. Und dieser Strom schwillt, schwillt von Minute zu Minute. Am Rande des Wegs beginnt es zu leuchten, in das schlichte Grün des Rasens mischen sich rote Georginen, leuchtende Geranien, brennende Rosen, hier liegen die Kränze.

Und ein Kranz gefüllt sich zum andern, immer neue, immer mehr, hundert, zweihundert, fünfhundert, gar nicht mehr zu zählen, bis in die Tausende wachsen sie. Wie Feuerbäche rieseln die roten Schleifenbänder durch das frische Gras. Neben dem prächtigen Blumenbau der Gewerkschaft liegt das bescheidene Kränzchen der Proletarierfrau.

Und weiter und weiter schreitet die Zeit, es wird Nachmittag, es geht zum Abend; wieder spricht man vom „Zug“.

„Nun muß er bald heran sein!“

Ein alter Herr, der voran gefahren ist, beginnt zu erzählen: „Mindestens Hunderttausend gehen mit.“

„Ach, das ist ja gar nicht möglich.“

„Der sechste Wahlkreis geht voran und das sind allein dreißigttausend.“

„So etwas hat Berlin noch nie gesehen!“

„Dann können wir man warten bis zum Abend, ehe sie ran sind.“

„Ja, zehn Uhr wird's werden, ehe alles vorbei ist.“

„Na, ich bleibe aber doch bis zu Ende!“

Und sie bleiben und warten weiter, aber tiefe Erschöpfung malt sich auf manchem Gesicht. Heiß ist der Tag, und man ist auf dem Friedhof, es giebt hier weder Speise noch Trank, seit dem frühen Vormittag hat man nichts genossen.

„Wasser, Wasser!“

In der Gießlaune schleppt man das labende Raß herbei, ein Blumentopf ersetzt den Becher. In das Grün des Rasens lagern sich schwarze Gestalten, man kann nicht mehr. Dann endlich in der sechsten Stunde naht der Zug. Zuerst nur Vorläufer, eine junge Frau kommt an, leichenbläulich, kaum daß sie sich auf den Beinen hält. Von der Kautstraße bis zum Friedhof ist sie mitgegangen, den schweren Kranz am Arm.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment,“ sagt ein Herr; sie neigt verschämt das Köpfchen:

„Ach, ich wußte ja, es würde anstrengend sein, aber es war doch für den alten Lieblecht!“

Die Sonne neigt sich zum Untergehen, länger und länger werden die Schatten im Park, da . . . entfernt . . . Musik . . . der Zug ist da.

Die Träger eilen zu den Kränzen, eine Menschengasse bildet sich die Allee entlang, eine wunderbare Gasse.

Hoch über ihren Köpfen halten sie die Kränze empor, rot wie ein Blutstrom rieseln die Schleifen über das dunkle Grün des Lorbeers und der Eichen.

Und durch die rote Gasse geht der schwarze Zug. . .

### Litterarisches.

Marcel Prévost: Flirt. München, Albert Langen. Liebesgeschichten und nichts als Liebesgeschichten. Perverse, pikante, gemeine — aber immer Liebesgeschichten. Eine einzige kleine Skizze macht eine Ausnahme; sie erzählt einen kleinen Scherz, der mit Weibern nichts zu thun hat.

Das ganze Buch besteht übrigens aus Skizzen, aus oberflächlich hingeworfenen Skizzen, die gelegentlich (aber sehr selten!) raffiniert und effektiv gemacht sind, aber immer litterarisch wertlos bleiben. Nirgends greift der Verfasser tiefer, nirgends auch nur ein Ansatz zu einer Novelle, nirgends poetische Qualitäten, die eine Uebersetzung des Buchs rechtfertigen könnten. Der Eindruck wäre trostlos, wenn die versteckte und offene Geilheit der Skizzen ihn nicht zu einem widerwärtigen machen. Auch ein an sich widerwärtiger Stoff, auch eine gemeine Liebesgeschichte, kann, richtig angepackt, ein wertvolles Kunstwerk ergeben. Hier aber laim von Kunstwerken gar keine Rede sein. Nichts bleibt übrig, als eine Summe von pikanten oder gemeinen Anspielungen. Man spürt keine künstlerische Absicht, sondern nur die Absicht, träge Sinne zu stoßeln. Das mag ein Gewerbe wie jedes andre sein, ein künstlerisches ist es keinesfalls, und wir persönlich hatten es auch für kein anständiges. — E. S.

### Völkerrunde.

— Pfandleihen in China. Der „Köln. Ztg.“ wird geschrieben: In China steht bei einem bedeutenden Teile der Bevölkerung der mit der Kleidung getriebene Aufwand in einem ganz andern Verhältnis zu den sonstigen Lebensbedürfnissen als im Abendlande. Steht der Chinese aus der mittleren Klassen durchweg weit weniger Ansprüche an Kost und Wohnung als ein Bewohner von Mittel- und Nordostropa in gleicher Lebenslage, so finden wir bei der Kleidung das Gegenteil. Die Folge davon ist, daß viele Personen gar nicht in der Lage sind, alle die Anzüge für die verschiedenen Jahreszeiten, die sie und ihre Söhne besitzen, in den oft sehr beschränkten Wohnungen ordentlich vor Motten und andern Ungeziefer zu schützen. Schon aus diesem Grunde sind Häuser, die diese Mühe übernehmen, eine notwendige Einrichtung im Reiche

der Mitte. Wenn man überdies in diesen Häusern für seine Kleidung wie für andre Sachen von Wert Geld vorgeschossen erhalten kann, so ist das allerdings vielen Chinesen ebenso angenehm wie manchen deutschen Studenten. Die Gebärde, worin die Pfandleihgeschäfte untergebracht sind, erheben sich meistens über die sonstige einstöckige Einförmigkeit chinesischer Wohnungen. Zudem sind sie viel größer, und zum Schutze gegen Feuer und Einbrecher viel massiver gebaut als diese. Ihre ganze Erscheinung und besonders der Umstand, daß die schmalen Fenster genau wie Schießscharten aussehen, legen die Vermutung nahe, es seien Festungswerke. Ein Fremder, der zum erstenmal eine Chinesenstadt besucht, glaubt dies auch gewöhnlich und ist ziemlich erstaunt, wenn er von der wahren Bedeutung der auffälligen Gebäude unterrichtet wird.

Die für das vorgestredte Geld verlangten Zinsen betragen bei kleineren Summen gewöhnlich drei Prozent monatlich, bei größeren weniger. Der niedrigste mir bekannt gewordene Satz ist zehn Prozent jährlich. Die verpfändeten Gegenstände sollen gewöhnlich erst nach drei Jahren verfallen, aber gewöhnlich werden sie bereits nach zwei Jahren und drei Monaten verkauft. Nicht selten lassen Personen, die nicht die genügenden Mittel haben, ihre aus dem Leihhaus gebrachten Sachen wieder einzulösen, die dort erhaltenen Marken öffentlich ausbieten; der Käufer hat dann das Recht der Einklösung. Im allgemeinen haben die Besitzer der größeren Leihhäuser, die bisweilen einzelne Personen, gewöhnlich jedoch Gesellschaften sind, eine ganz angenehme Stellung. Sie müssen zur Vertreibung ihres Geschäfts einen Erlaubnischein von der Regierung haben, die ihnen auch allerhand Vorschriften macht, durch die das Publikum vor Ausbeutung bewahrt werden soll. Gleichwohl sehen die ärmeren Volkskreise in den Leihhäusern stets ihre Feinde, denen sie mit Freuden einen Schabernack antun. Smith erzählt in seinen „Chinesische Characteristics“ von einem Fall dieser Art. Die Mauer eines Leihhauses, die unmittelbar an ein fremdes Grundstück stieß, mußte ausgebessert werden. Dies konnte nur so geschehen, daß man das dazu nötige Gerüst auf dem Nachbargrundstück errichtete. Dessen Besitzer aber lachte sich ins Fäustchen und dachte, sich die günstige Gelegenheit zu einem tüchtigen Schnitt nicht entgehen zu lassen. Als er um Erlaubnis zur Errichtung des Gerüsts gebeten wurde, schlug er die Bitte zuerst rundweg ab. Nach langem Feilschen gab er dann endlich seine Einwilligung gegen Zahlung von beinahe tausend Mark! Smith teilt noch einen andern Fall mit, der die Abneigung des Volks gegen die Leihhäuser kennzeichnet. Es handelte sich dabei um einige Kupferstücke im Werte von etwa zehn Pfennig, die das Leihhaus nicht annehmen wollte. Dies führte zunächst zu einem heftigen Wortwechsel, der bald in Thätlichkeiten überging. Der an die Lust beförderte Kunde lehrte aber mit Verstärkung zurück und unternahm einen regelrechten Angriff auf das Leihhaus, das sich genötigt sah, den Bezirks-Mandarin zu bitten, Truppen zur Wiederherstellung der Ordnung zu schicken. Wochenlang lag darauf das Geschäft des Leihhauses fast ganz brach, weil das erbitterte Volk nichts mehr von ihm wissen wollte. Die konzeffionierten Leihhäuser haben fast immer einen starken Mißhalt an Mandarinen und andern Notabeln ihres Bezirks, die Geld in diesem Geschäft stecken haben. Denn das gilt in ganz China nicht für anstößig. Im Gegenteil, die meisten hohen Würdenträger besitzen Anteilscheine von Pfandleihgeschäften. In den Leihhäusern der großen Städte finden sich fast immer wundervolle alte Seidenstickereien, die sonst nur schwer zu erlangen sind. Manche europäische Damen, die diese Sachen sammeln, setzen sich daher mit derartigen Geschäften in Verbindung. Unter gewöhnlichen Umständen würden sie sich mit Widerwillen abwenden, wenn man ihnen zumuten wollte, getragene chinesische Kleider in die Hand zu nehmen. Aber wenn der Sammeleifer ins Spiel kommt, heißt es auch hier: non olet. Neben den konzeffionierten Pfandleihgeschäften giebt es auch solche, die keine obrigkeitliche Erlaubnis haben. Aber die unteren Beamten drücken, wie in vielen ähnlichen Fällen, beide Augen zu, sobald man sie nur ordentlich für ihre Blindheit belohnt. Diese verbotenen Leihhäuser treiben meistens Budegeschäfte, indem sie minderwertige Sachen gegen sehr hohe Zinsen annehmen, während die realen Leihhäuser alle nicht guten Sachen zurückweisen. —

### Aus dem Tierleben.

— Der große Wanderzug der Libellen durch Belgien im vergangenen Juni. Am 5. und 10. Juni hat sich in Belgien die merkwürdige Erscheinung ungeheurer Züge von Libellen (Libellula quadrimaculata) gezeigt in Gestalt von kompakten Massen dieser Insekten. Der Wanderflug der Libellen am 5. Juni machte sich bemerkbar in Form eines breiten Streifens, der sich über das ganze mittlere Belgien erstreckte, und zwar vom Norden der Provinz Antwerpen bis jenseits der französischen Grenze, westlich von der Schelde bis östlich beinahe zur Maas hin. Die Tiere flogen in unzähliger Menge alle in der Richtung von Südost nach Nordwest, und zwar gegen den Wind, mit erstaunlicher Regelmäßigkeit und ohne sich Mühe zu gönnen. Ihren Weg nahmen sie sehr niedrig am Boden, überstiegen aber doch Hindernisse bis zu 10 oder 12 Meter Höhe und die Geschwindigkeit des Flugs wurde auf 5 Meter in der Sekunde, also 18 Kilometer in der Stunde geschätzt. Die ersten Libellen zeigten sich um 7 Uhr morgens, die meisten erschienen zwischen 10 und 12 Uhr und die letzten gegen 2 oder 2 1/2 Uhr nachmittags. Nachzügler wurden auch noch zwischen 4 und 5 Uhr gesehen. Am 10. Juni erschienen wiederum Libellenschwärme, aber nur an der belgischen und nieder-

Ländischen Küste bis nach dem Helber hin, und zwar ebenfalls in den Vormittagsstunden. Auch an den beiden folgenden Tagen sah man noch viele dieser Tiere. Es ist kaum zweifelhaft, daß es die Nestschwärme vom 5. Juni waren, welcher letztere bei seinem Fluge nach Nordwest auf die Nordsee geraten mußte, wo die Tiere, da sie nirgends Land sahen, wieder umkehrten, aber größtenteils in Meere umkamen. Um so schwieriger ist es, die Frage zu beantworten, von wo der Zug am 5. Juni seinen Ausgang genommen, d. h. wo die ungeheure Menge der Libellen herflamte. Daß sie aus der Höhe herabkamen, scheint sicher zu sein, denn in Spa sah ein Beobachter den Schwarm wie eine aschgraue Wolke von Osten herankommen, im Gefolge von Cumuluswolken und sich auf den Boden herabsenkend. Der Wind war damals im östlichen Belgien östlich bis nordöstlich. Sonach wären die Libellenschwärme also von Deutschland nach Belgien herübergeflogen, aber bei uns im Rheinland und ebenso wenig in Westfalen hat niemand etwas von solchen Schwärmen wahrgenommen. Ebenso wenig läßt sich mit Bestimmtheit angeben, welche Ursache es gewesen ist, die die Tiere, zu so ungeheuren Mengen vereinigt, nach Westen und Nordwesten hin in Bewegung verießt hat. Der Entomologe Ch. Kerremans weist indessen darauf hin, daß der Vorgang mit dem kalten Frühlinge dieses Jahres zusammenhängen möge. Durch die Kälte wurde das Ausschlüpfen der jungen Tiere verzögert, die später kommende Wärme brachte dasselbe sehr rasch zu Stande und nun drängten, Nahrung suchend, die zahlreichen Tiere einander und wanderten in Massen, nach einer und derselben Richtung fliegend, aus. Derselbe Naturkundige glaubt auch, daß die Schwärme nicht von jenseit der belgischen Grenze kamen, sondern aus Sümpfen im Lande selbst. Hierfür spricht u. a. eine Beobachtung von Hagen, der im Juni 1852 an einem heißen Morgen einem ungeheuren Libellenschwarm begegnete, der im Begriffe war, in die Stadt Königsberg einzuziehen. Der Naturforscher ging dem Schwarm entgegen und verfolgte ihn bis zu seinem Ausgangspunkte, der in einem Teiche sich befand, wo die Tiere eben austrochen, und dieser Vorgang dauerte fort bis zum Abend. —

**Physikalisches.**

— Ueber die Geschwindigkeit des Schalles bei verschiedenem Druck. Es war bis vor kurzer Zeit nicht bekannt, ob die Schallgeschwindigkeit vom Luftdruck und der damit im Zusammenhang stehenden verschiedenen Dichte der Luft, abhängig sei. Zwar wurde von einigen Physikern schon vor längerer Zeit versucht, eine solche Abhängigkeit nachzuweisen, doch diese Versuche blieben resultatlos, da dieselben mit unzureichenden Hilfsmitteln unternommen wurden. Der polnische Naturforscher Witkowski, der bei seinen Versuchen Glasröhren verwendete, die mit komprimierter Luft gefüllt waren, fand vor einigen Monaten, daß die Schallgeschwindigkeit bei erhöhtem Drucke wächst und daß bei einem Drucke von 100 Atmosphären die Zunahme an Geschwindigkeit des Schalles bei 15 Grad R. etwa 7 Proz. beträgt. Es ist ferner die Wahrnehmung gemacht worden, daß der Knall bei der Explosion eines großen Meteors, die ja in einem sehr luftverdünnten Räume vor sich geht, auf weite Entfernungen gehört werden kann, durch welche Erscheinung sich der englische Physiker Bacon veranlaßt sah, Versuche über die Schallgeschwindigkeit bei andern Drücke anzustellen. Zu diesem Zwecke ließ er in London einen Ballon aufsteigen, von welchem aus verschiedenen Höhen in bestimmten Intervallen Schüsse abgefeuert wurden, während im Ballon genaue Aufzeichnungen über die Höhe, die Zeit, das Echo etc. gemacht wurden. Als Ergebnis dieser Versuche fand Bacon, daß der Schall, der unter den gegebenen Verhältnissen einen doppelten Weg zurücklegen mußte, sich nicht so schnell fortpflanzte als auf der Erde. Ebenso fand er, daß es kein Luftschloß gebe, sondern daß der Schall lediglich von der Erdoberfläche reflektiert werde. —

**Verkehrswesen.**

p. In einem Aufsatz über „Verkehr und Verkehrsmittel“ erzählt Dr. M. v. Wüstenhoff von dem Widerstand, der den modernen Verkehrsmitteln, vor allem den Eisenbahnen, entgegengestellt worden ist. Die im Jahre 1829 geplante Eisenbahnverbindung Magdeburg-Leipzig wurde von der Magdeburger Kaufmannschaft deshalb verworfen, weil die Bahn den Eigenhandel Magdeburgs lediglich nach Leipzig überleiten würde. 1833 hatte ein Dr. Stubbe in einer Eingabe an das preussische Ministerium ein Privileg behufs Errichtung einer Dampfwagenfahrt auszuwirken versucht. Die Antwort des Ministers lautete ablehnend; man müsse erst „eine vollkommene Uebergangung von der allgemeinen Mäßigkeit des beabsichtigten Unternehmens gewonnen“ haben. „Eine solche Gemeinnützigkeit ist aber“ — so heißt es weiter — „nur dann anzunehmen, wenn durch das Unternehmen der Waren- und Personentransport nicht nur leichter und bequemer, sondern auch mit geringeren Kosten als auf den bisher gewöhnlichen Wagen bewerkstelligt wird, und daß dies bei dem zur Anlage erforderlichen Kapital von gewiß fünf Millionen Thaler bloß für die Bahn möglich zu machen sei, muß bezweifelt werden.“ Der Generalpostmeister Nagler konnte nicht einsehen, daß Leute Eisenbahnen bauen wollten, wo doch die Postkutschen leer blieben; das hieße das Geld zum Fenster hinauswerfen. Das von ihm am 27. November 1835 dem König Friedrich

Wilhelm III. unterbreitete Gutachten, betreffend die Eisenbahn Berlin-Potsdam, sieht in ihr wenigstens den Anfang einer größeren und folgenreichen Unternehmung, „obwohl event. die Anlage einer Eisenbahn von hier nach Potsdam, als selbständiges Ganzes betrachtet, weder in kommerzieller noch in strategischer Hinsicht als besonders wichtig betrachtet werden kann“. Als die fragliche Eisenbahn am 29. Oktober 1838 befahren wurde, erschien sie vielen noch als togeborenes Kind; auch der König nahm anfänglich Anstand, sich ihrer zu bedienen. In Wien wollte man in Hofkreisen von derartigen demokratischen Einrichtungen überhaupt nichts wissen, und der damalige russische Finanzminister Comerin äußerte noch zu dem Unternehmer der Budweis-Linzer Bahn: „In hundert Jahren werde für dergleichen wohl die Zeit kommen.“ Ein fürstlicher Herr begründete seine ablehnende Haltung gegen das neue Verkehrsmittel damit, daß „dann jeder Schuster und Schneider ebenso schnell fahren könne“. —

**Humoristisches.**

— Der Feinschmeder. Gast (an der Table d'hôte, zu seinem Nachbar); „Ich sehe mit Erstaunen, welche Quantitäten Salz und Pfeffer Sie in die Suppe schütten, weshalb thun Sie das eigentlich?“

Der Nachbar: „Das ist eine kulinarische Feinheit: so wie die Suppe uns vorgesetzt wird, hat sie ihren ursprünglichen Geschmack. Wenn ich sie total verälze und verpfeffere, schmeckt sie plötzlich ganz anders. Schlechter als sie war, kann sie aber unmöglich werden, folglich wird sie bedeutend besser.“ —

— Ein Neugieriger. Hotelier: „Leider ist alles besetzt, das einzige, was ich Ihnen könnte, wäre, daß ich einige Kissen für Sie aufs Billard legen würde.“

Reisender: „Damit wäre ich einverstanden, aber nur unter der Bedingung: Während ich schlafe, darf nicht Billard gespielt werden!“ —

— Umschreibung. Man hört ja gar nichts von Ihrem Freunde, dem Dramatiker? — Seine Stücke werden wohl nicht oft gegeben?“

„Nein, Gnädigste, der schreibt nur Premierer!“ —

(„Lust. VI.“)

**Notizen.**

In Kassel ist der Schwanhdichter Karl Laufs, in Braunschweig der Museumsdirektor Hermann Niegel gestorben. Niegel war der Stifter des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. —

— „Der Tugendring“ nennt sich eine neue Operette von Louis Roth (Text von Hermann Hirschel), welche gelegentlich der Wiedereröffnung des Friedrich Wilhelmstädtischen Theaters unter Direktor Freische in Scene gehen soll. —

— Die vereinigten Theater in Graz haben im ersten Spieljahr unter der Direktion Purjchians ein Deficit von 73 000 Kronen gehabt. —

— Am 20. d. M. wird in Wien im Heinen Saal der Gesellschaft der Musikfreunde ein interessanter musikalischer Wettbewerb zum Austrag gelangen. Dem Sieger in diesem Wettmuscieren, das ungefähr eine Woche lang dauern dürfte, winkt als Preis die 5000 Fr. betragende Prämie der Anton Rubinstein-Stiftung. —

— Die 45. allgemeine Versammlung der Deutschen geologischen Gesellschaft wird vom 12. bis 16. September d. J. in Frankfurt a. M. stattfinden. —

r. Eine Marmorbüste des Litterarhistorikers Wilhelm Scherer hat in der Aula der Berliner Universität einen Ehrenplatz erhalten. Es ist ein Werk des Bildhauers Professor Karl Seffner in Leipzig. —

— In einer Anzahl Güterwagen der Badischen Staatsbahnen wird zur Zeit ein Versuch vorgenommen, welcher bezweckt, die bisherige sogenannte Wagenkuppelung durch eine Kuppelung amerikanischer Bauart (soq. Janneykuppelung) zu ersetzen. Der Vorzug der letzteren besteht darin, daß dieselbe von der Außen-seite der Wagen her bewerkstelligt werden kann; das Treten zwischen die Puffer beim Kuppeln fällt somit weg, auch ist die Janneykonstruktion wesentlich kräftiger als die bisherige. Es ergibt sich daraus ein besserer Schutz der Rangierer vor Unfällen, eine nicht unwesentliche Zeiterparnis beim Kuppeln und eine erhöhte Sicherheit gegen Zugstremungen. —

— Der Badenkrampf besteht in einer plötzlichen, sehr schmerzhaften Zusammenziehung der Badennuskeln, die nach körperlichen Ueberanstrengungen, langem Stehen, Spaziergängen, Tanzen, Turnen u. dergl., aber auch nicht selten mitten in der Nacht eintritt. Durch Reiben, Streichen und Kneten der Baden wird der Krampf bald wieder beseitigt. Vielfach wendet man Kamphergeist, irgend ein Öl oder sonst eine spirituose Mischung an. Die Wirkung des Mittels wird aber meistens nur durch das Einreiben verursacht. („Praktischer Wegweiser“, Würzburg.) —